

Das Leben – ein Kampf

»Sine missione nascimur!« Dieser Satz geht auf den Philosophen Seneca, Erzieher und Berater des Kaisers Nero, zurück. »Wir werden ohne *missio* geboren.« Auch für den Durchschnittsrömer war dieser Satz nicht direkt zu verstehen. Man musste schon die herrschenden Sitten und Gebräuche kennen. Mit dem Wort *missio* (eigentlich »Sendung« oder »Auftrag«) spielt Seneca auf die Gladiatorenkämpfe im Kolosseum an.

Männer, die dazu verurteilt worden waren, in der Arena als Kämpfer aufzutreten, hatten im Grunde nur eine kleine Überlebenschance. Zuerst mussten sie natürlich ihren Gegner besiegen, das heißt töten. Aber das verlängerte nur ihr Leben *für die Arena*. Vielleicht waren sie selbst schon im nächsten Kampf die Verlierer. Dann hieß es, mit Anstand den Tod zu erleiden.

Es gab aber eine winzige Chance, lebend aus der Arena herauszukommen. Hatte man nämlich tapfer und gut gekämpft und dem Publikum gefallen, dann

streckten die Leute die Hand vor mit dem Daumen nach oben. Das hieß, der Unterlegene verdiente es, geschont zu werden. Er erhielt die »*missio*«, die Verschonung vom sicheren Tod. Hier liegt der Ursprung der Sitte mit dem Daumenzeigen: Daumen nach oben ist Rettung, Daumen nach unten das Ende aller Hoffnungen.

Vor diesem Hintergrund erkennen wir, was Seneca sagen will: Wir Menschen werden geboren ohne Aussicht, dem Tod entgehen zu können. Nichts ist sicherer als der Tod – eine niederschmetternde Erkenntnis, nicht nur für Seneca. Wer nur halbwegs nüchtern über sein Leben nachdenkt, stimmt dem zu. Wie ein großer Schatten legt sich die Gewissheit des Todes über das Leben und verdüstert alles, was uns an Schönerm und Gutem begegnet. Denn es stellt sich die Frage, wozu ich mich denn überhaupt abmühen soll. Es ist doch alles sinnlos. Irgendwann stürze ich ja doch in den dunklen Abgrund, und alles ist vorbei, alles wird mir genommen, Weib und Kind, Haus und Hof, alles, was ich im Leben aufgebaut habe. Selbst die Menschen, die ich herzlich lieb habe, muss ich verlassen. Es ist einfach schrecklich.

Und dann auch noch eine zweite und noch wichtigere Frage: Was wird mit mir, wenn ich durch das dunkle Tor gegangen bin? Falle ich dann ins Nichts? Ist auch mit mir selbst alles aus, oder geht es irgendwie weiter? Wir können nicht hinter die Grenzlinie des Todes schauen. Wir stecken drin in unserem Leben und sehen nirgendwo über den Rand. Grund genug, in Fatalismus zu verfallen: Einfach wegsehen, die unbeantworteten Fragen liegen lassen und das Leben so nehmen, wie es kommt.



Das war für den Philosophen Seneca offensichtlich zu wenig. Sollte sich darin das Leben erschöpfen? Zwar verhiß diese beeindruckende Lehre Glück durch Teilhabe am göttlichen Wesen. Aber so richtig durchschlagend war das alles nicht.

Die Menschen von damals nickten wahrscheinlich still, wenn sie es hörten. Sie alle mussten kämpfen, jeder auf seine Weise. Selbst die ganz oben saßen, sozusagen an den Tischen der Götter, stimmten ihm zu. So weit konnte der Wein und das allgemeine Prassen ihren Geist nicht benebeln, um nicht diesem berühmten Mann beizupflichten: *Sine missio nascimur*.

Seneca lebte in einer heidnischen Welt. Zwar war das Pflänzchen des Christentums im Osten schon aufgegangen, aber das sah noch kaum jemand. Der Polytheismus, die Vielgötterei, war die Normalität im Leben der Menschen. Aber Kraft ging von ihr kaum noch aus. Jeder glaubte, was er wollte. Der Staat nutzte sie, um seinen Bestand auch von hier aus zu gewährleisten, die Intellektuellen machten sich lustig, die Priesterschaften verdienten gutes Geld mit der Durchführung der Riten. Aber wirklich ernsthaft daran glauben, das taten nur wenige; die Mehrheit zuckte einfach mit den Achseln.

Aber bei allem Skeptizismus konnte niemand die eine große Frage, die nach dem Sinn des mehr oder weniger kurzen Lebens, schlüssig oder gar zufriedenstellend beantworten.

Es ist nicht jedem Menschen gegeben, über den Sinn oder Nichtsinn des Lebens so nachzudenken wie Seneca damals. Doch nagt diese Frage wie ein kleiner, aber nicht totzukriegender Wurm im Innern der Menschen, vergällt hier eine Freude, belastet da eine Beziehung oder nimmt dort die innere Kraft für irgendein gut gemeintes Vorhaben.

Es gibt ferner noch die Menschen, die ihre ebenfalls vorhandenen Bedenklichkeiten durch einen gewaltigen Sprung in ein tätiges Leben zu kompensieren suchen. Hierher gehören viele der sogenannten »großen Männer«. Sie haben »der Toten Tatenruhm«, wie es die Römer sagten, zum Lebenssinn erhoben. Wenn sie schon selbst nicht ewig leben würden, so sollte doch ihr Name unsterblich werden. Das war für viele große Römer ein wichtiges Motiv – und natürlich eine große Selbsttäuschung.

Es gibt eben nichts, das ein lohnendes Lebensziel abgibt. Während der Gladiator in der Arena, also nach tapferem Kampf, eine geringe Chance hatte, mit Leben und Freiheit belohnt zu werden, hat der Mensch in seinem Lebenskampf diese Chance nicht. Das ist nun einmal der Tatbestand, und nicht nur Seneca sah das.

Hätte er jedoch den totalen Überblick gehabt, hätte er vielleicht Menschen begegnen können, die ihm vehement widersprochen hätten und ihm erzählt hätten, was an Wunderbarem in einer entfernten Ecke des Reiches passiert war, nämlich in der Provinz Judäa.

Karl Otto Herhaus

